

REGINA SCHEER

MACHANDEL

ROMAN

»Ein wunderbares
Buch. Eine Historie
unserer Zeit.«
CHRISTOPH HEIN



In unsere Wohnungen ließen wir diese verdrucktesten Gestalten nicht, und doch ahnten wir, dass auch hier jedes Wort mitgehört oder, schlimmer noch, von irgendeinem am Tisch weitergegeben wurde. Wer dieser eine war, diese Frage beschäftigte uns oft, wir hatten mal diesen und mal jenen Verdacht, verwarfen ihn, schämten uns des Misstrauens und wurden es doch nie ganz los. Aber als sich vor ein paar Jahren nach der Öffnung der Akten herausstellte, wer die Berichte geschrieben hatte, wer aus Geltungsbedürfnis oder weil er erpresst worden war oder für einen Judaslohn als Zuträger gedient hatte, ließ mich das seltsam gleichgültig. Wir hatten es doch gewusst. Und keiner, dem ich wirklich vertraut hatte, war dabei gewesen.

Trotz der Ahnung, dass man in den Wohnungen nie ganz sicher war, waren die Treffen mit den Freunden damals das Wichtigste. Wir suchten die Nähe der anderen, erst recht, wenn wieder einer gegangen war. Vielleicht mussten wir uns in diesen Jahren so oft an den Küchentischen versammeln, weil wir uns vergewissern wollten: Wir sind nicht allein. Wir gehen nicht.

Ich verstehe es heute nicht mehr, aber an diesem Abend nach der Ausreise meines Bruders waren wir fröhlich, wir lachten viel, und ein paarmal musste ich die anderen bitten, leiser zu sein, weil Caroline nebenan schlief. Julia, die Sechsjährige, saß neben mir. Sie lachte nicht mit, sie war traurig. Natürlich waren wir auch traurig. Natürlich war der Schmerz um Jan nicht fort, wenn ich lachte. Dieser Schmerz saß mir schon seit Jahren im Hals, seitdem ich ein achtjähriges Kind war und wusste: Mein Bruder ist im Gefängnis. Ach, dieser Schmerz war da, solange ich mich erinnern kann. Schon als ich noch nicht zur Schule ging, spürte ich ihn als würgendes Mitleid mit meinem Vater. Denn auch er war ein Gefangener gewesen, viele Jahre, in einem KAZETT, lange vor meiner Geburt. Die Nazis hatten ihn eingesperrt. Jan aber haben die Freunde meines Vaters eingesperrt, seine Genossen, die mit ihm im Lager gewesen waren, die am 1. Mai auf der Tribüne saßen. Jan war nicht jahrelang Häftling gewesen wie unser Vater, er kam wieder nach ein paar Wochen oder Monaten. Niemand hat mir, der Achtjährigen, etwas erklärt. Mein Bruder wohnte dann nicht mehr bei uns. Wenn er kam, saß unsere Mutter blass im Wintergarten, wo ihre leeren Weinbrandflaschen hinter den Zimmerpalmen versteckt waren, während Jan und unser Vater sich anschrien, und ich verstand kaum, worum es ging. Oft fiel das Wort: Verrat. Ich verstand es nicht, aber in mir war damals schon das Gefühl, mein wunderbarer, starker Vater habe die falschen Freunde. Sie waren es, die Jan eingesperrt hatten, sie waren die Verräter, und wahrscheinlich wusste er es nicht einmal.

An dem Abend nach Jans Ausreise war mir seltsam leicht, vielleicht weil ich dachte, dass mein Bruder ihnen jetzt entronnen war, vielleicht weil ich mich den anderen so nahe fühlte, denen es wohl ähnlich ging. Die Pfarrerin tanzte an diesem Abend mit Michael nach russischen Zigeunerromanzen, Herbert versuchte vergeblich, mir Tangoschritte beizubringen, und irgendwann an diesem Abend erzählte ich von unserem Ausflug nach Machandel, von unserem künftigen Sommerhaus.

Schon am übernächsten Wochenende fuhren ein paar Leute aus dem Friedenskreis mit Michael zum Katen, säuberten zwei der Zimmer, und als ich in der dritten Woche nach Jans Ausreise mit den Kindern kam, waren schon Fensterscheiben eingesetzt. Der Bruder von einem aus dem Friedenskreis hatte sie aufgetrieben, er war Handwerker und half meinem Mann, das Dach zu flicken. Im Theologischen Sprachenkonvikt in der Borsigstraße wurden gerade die Haustüren ausgewechselt, wir besorgten einen Anhänger und holten uns ein paar der noch brauchbaren Türen für den Katen, der Hausmeister dort gab uns auch ein paar ausgemusterte Stühle aus der Golgathakirche mit, die wir nur neu verleimen mussten. Als Michael und ich uns vor ein paar Jahren trennten, überließ er mir alle unsere Möbel, aber diese schönen eichenen Stühle mit den geschnitzten Lehnen wollte er mitnehmen.

An dem Abend von Jans Ausreise hatten manche gesagt, wir sollten uns nicht zu früh freuen, man würde uns das Haus nicht überlassen, es gäbe neue Bestimmungen, Häuser dürfe man nur kaufen, wo man auch polizeilich gemeldet sei. Der Grund war wohl, dass es schon zu viele abseits gelegene Sommerhäuser von Berlinern ohne Telefonanschlüsse gab, was unseren Bewachern die Arbeit erschwerte.

Aber dann ging alles ganz leicht; der Bürgermeister Schaumack, ein beliebter Mann mittleren Alters, der mitten in der Erntezeit nicht viel Zeit für uns hatte, stellte uns einen Mietvertrag in Aussicht, für hundert Mark im Jahr könnten wir die Bruchbude haben. Und wenn es uns gelänge, den Katen vor dem Verfall zu bewahren, woran er allerdings bei uns Büchermenschen zweifle, dann könnten wir das Haus auch kaufen. Er fragte uns, warum wir ausgerechnet nach Machandel gekommen seien, keine Straße führe doch an diesem Nest am Rande der Mecklenburger Schweiz vorbei. Nur noch alte Leute würden da leben. Nach der Schneekatastrophe vor ein paar Jahren hatte man erwogen, alles vom Bagger zusammenschieben zu lassen, es sei zu aufwendig, wegen der paar Leute einen Winterdienst einzurichten und den Konsumbus zu schicken. Das Schloss sei ja auch nichts mehr wert und würde nur noch von zwei Frauen bewohnt, der Russin und der Stummen. Für die Gemeindegewester und den Briefträger sei es eine

Zumutung, mit dem Rad da rauszufahren, durch Wald und Sumpfgebiet. »Aber die Alten in Mecklenburg sind stur, die wollen nicht weg.« Er lachte. »Es ist eigentlich ganz gut, wenn da mal wieder was Jüngerer hinkommt.«

Ich erwähnte meine Großmutter und meine Mutter, die nach dem Krieg im Schloss gelebt hatten. Der Bürgermeister horchte auf, er kannte ihre Namen, dann sagte er etwas von einem Geigenbogenbauer, dem Lebensgefährten meiner Großmutter. Ich wusste von keinem Geigenbogenbauer. Er selbst, sagte der Bürgermeister, sei eines der vielen Flüchtlingskinder im Schloss gewesen. Durch die Bodenreform seien auch seine Eltern Neubauern geworden, sie hätten sich ein Haus in einem der Nachbardörfer gebaut, das ihm noch heute gehöre.

Anfang August zog ich mit den Kindern für einen Monat in unseren Katen. Michael musste arbeiten und kam nur an den Wochenenden. Wir hatten die Türen verschließbar gemacht, aber manchmal vergaß ich abends abzuschließen, und auch tagsüber ließen wir das Haus offen, wenn wir über die Weiden zum See gingen.

Wir schliefen auf Matratzen, nur für Caroline hatten wir am Fenster ein Kinderbettchen aufgestellt. Einmal hatte sie sich am frühen Morgen, als Julia und ich noch nicht aufstehen wollten, an den Gitterstäben hochgezogen und zeigte mit begeisterten Rufen, so laut, dass ich die Augen öffnete, auf zwei Mäuse, die durchs Zimmer rannten, ohne sich von unserer Anwesenheit stören zu lassen, die Wände hoch und runter, als spielten sie Fangen. Die Mäuse hatten den Katen jahrelang bewohnt, sie fürchteten sich nicht vor Menschen, und es dauerte lange, bis sie sich vor uns wenigstens versteckten.

Damals, während unseres ersten Sommers in Machandel, lebte noch eine Familie von Siebenschläfern unterm Dach. Wir hörten sie poltern, sahen sie aber nicht.

Über diesem ersten Sommer, an den ich oft denke, lag etwas wie ein Nebel, der die Dinge auch in der Erinnerung verschwimmen lässt. Vielleicht war es die Trauer um Jan, die über allem lag. Ja, Trauer. Wir trauerten um die Weggegangenen ähnlich wie um Gestorbene, dabei ging doch ihr Leben weiter, nur irgendwo anders in einer Welt, die wir nicht kannten. Sie verschwanden wie in diesem sagenhaften Bermudadreieck, und wenn sie doch wieder auftauchten, waren sie andere; die alte Vertrautheit hatte sich aufgelöst, es gab oft Streit, und man verstand kaum, worum es ging, und war sich fremd. Mit meinem Bruder würde es nicht so sein, da war ich mir sicher, aber würden sie Jan denn wieder einreisen lassen? Würde er kommen wollen?

Ich hatte mir nach Machandel das Material für die Dissertation mitgebracht, einen Wäschekorb voller Bücher und Exzerpte, die lagen ordentlich auf der aufgebockten Stalltür, die mein Arbeitstisch sein sollte.

Aber ich kam nicht zum Schreiben in diesem Sommer 1985. Es gab kein Wasser im Katen, und mehrmals täglich ging ich zum Verwalterhaus neben dem Gutshaus, wo mir die fast zahnlose Frau des Alten, der uns die Sage von der Weißen Frau erzählt hatte, mürrisch meinen Eimer füllte. Sie hieß Auguste Stüwe und war, wie sie mir nach und nach erzählte, hier im Dorf geboren, in unserem Katen sogar, in der linken Wohnung. Aber schon mit vierzehn hatte sie im Schloss gearbeitet, in der Küche und dann als Zimmermädchen. Das habe nicht jede gedurft, behauptete sie stolz, aber sie sei so sauber und anständig gewesen, außerdem flink wie keine sonst. Mit siebzehn musste sie heiraten, das erste Kind war unterwegs. Ihr Mann, der damals junge Wilhelm, hatte als Melker die Wohnung überm Kuhstall. Drei Kinder wurden da oben geboren, eng war es, aber immer warm, auch im Winter. Noch als die Kinder da waren, wurde sie oft zum Putzen ins Schloss geholt, manchmal auch in die Küche. Bis dann alles zu Ende war mit der Frau Baronin und es keine Gesellschaften mehr gab im Schloss, nur allerlei Gesindel, wie Auguste sich ausdrückte. Keinen Schritt mehr habe man gehen können in Machandel, ohne auf die Hergelaufenen zu treten.

»Hergelaufene sind ja auch wir«, sagte ich. Sie winkte ab. »Wenigstens keine Russen«, hörte ich sie murmeln und irgendwas über gebildete Leute, womit sie uns meinte. Der Wasserhahn war außen an der Hauswand angebracht, ich habe das ehemalige Verwalterhaus nie betreten. Und ich habe sie auch nicht gefragt, wie sie aus der engen Melkerwohnung in dieses schöne, große Haus gekommen waren. Der Gutsverwalter, Inspektor nannten ihn die Leute, war wohl 1945 mit der Familie der Baronin geflohen, und seitdem wohnten Wilhelm und Auguste Stüwe dort.

Der alte Wilhelm kam beinahe täglich auf seinem Spaziergang zu uns hinters Haus, wo Brennesseln und Disteln meterhoch wuchsen. Er zeigte uns die verkrauteten Reste von Gemüsebeeten, kratzte mit seinem Stock in der Erde und erklärte mir, wie ich Erdbeeren setzen solle und wo ein Bohnenbeet hingehöre. Er brachte mir Pflanzen und Samen und guckte zu, wie ich die Beete anlegte. Obwohl es mir sinnlos schien, denn ich würde ja nicht das ganze Jahr in Machandel verbringen, und obwohl ich meine Arbeit mitgebracht hatte, ließ ich mich gern darauf ein.

Manche Tage in diesem ersten Sommer habe ich brütend heiß in Erinnerung, dann war es im Lehmhaus angenehm kühl. Es gab aber auch Gewitter, nach denen es plötzlich kalt war, dann hielten die Wände die Wärme, und wir fühlten uns geborgen. Wenn die Sonne schien, krabbelte Caroline im Garten auf einer Decke herum, sie mochte das Gras nicht und schrie, wenn die Halme an ihren dicken Beinchen kitzelten.

In der Dämmerung taumelten die Fledermäuse aus dem Dach des Katens, Schatten huschten über die Wände. War es der Siebenschläfer? Ein Marder? Es duftete nach Pfefferminze, die hier überall wuchs. Die Äste eines alten Kirschbaumes waren schwer von den süßen, prallen Früchten, die unteren hingen so tief, dass Julia sie mit dem Mund pflücken konnte. »Wie im Schlaraffenland«, jubelte sie, und in diesen Momenten zerriss der Nebel und ich war einfach nur glücklich, dass wir das Haus gefunden hatten. Doch wir hatten nicht bedacht, wie mühselig es sein würde, die Kinder hier draußen zu versorgen und die Wäsche zu waschen. Die Windeln der Kleinen kochte ich auf einem kleinen Propangasherd, Papierwindeln gab es nicht immer und sie waren teuer. Doch wenn die Kinderwäsche zwischen den Apfelbäumen im Wind wehte, war ich froh, und die kleinen grünen Äpfel kündigten an: Auch im Herbst würde das hier ein Schlaraffenland sein.

In diesen Wochen schleppte ich Hunderte Eimer mit Müll und Schutt aus den anderen Zimmern des Hauses. An den Wochenenden kam Michael mit Helfern und wir stemmten Durchgänge in die Lehmwände, nahmen die Füllungen zwischen dem Fachwerk heraus und ließen nur einige der alten Holzbalken stehen. Diese Arbeit war nicht schwer, aber staubig. Abends liefen wir zu einem der Seen und wuschen den Dreck ab.

Nur die beiden Räume, in denen wir schliefen und aßen, waren bewohnbar. Das waren die Stuben, in denen die alte Emma Peters mit sieben Kindern und ihrem Mann Paul gelebt hatte, unsere Tochter Julia brachte diese Nachricht mit und zeigte mir, was sie gehört hatte: An der Außenwand stand das Bett, einen Ofen brauchte man hier nicht, der Atem der Schlafenden hielt das Zimmer warm. In der Wohnstube hatte es einen Ofen gegeben, den grünen Kachelofen, der noch immer dort stand, aber im Winter wurde der Schnee durch die Fensterritzen getrieben und lag auf den Dielen.

Julia verschwand meist gleich nach dem Frühstück. Schon an einem der ersten Tage fand ich sie im Schlosspark, wo sie mit einem der vielen Enkelkinder von Emma Peters eine Bude baute. Emma hatte von ihren sieben Kindern einundzwanzig Enkel, die alle in der Umgebung wohnten und sie abwechselnd in ihrer Neubauwohnung besuchten. Bald sah ich meine Tochter auch mittags nicht, denn was sie in Emmas Küche bekam, schmeckte ihr besser als das, was ich mühsam auf dem Campingherd kochte. Emma Peters hatte mir gleich gefallen. In ihrem schönen, alten, von Furchen durchzogenen Gesicht sah man, was sie dachte und fühlte. Sie sprach anders als die Leute hier, erst 1943 war sie als junge Frau nach Machandel gekommen, nach dem großen Bombenangriff auf Hamburg.